

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 94 (1968)
Heft: 33

Artikel: Nur ein Feuilletonist!
Autor: Troll, Thaddäus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-508015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

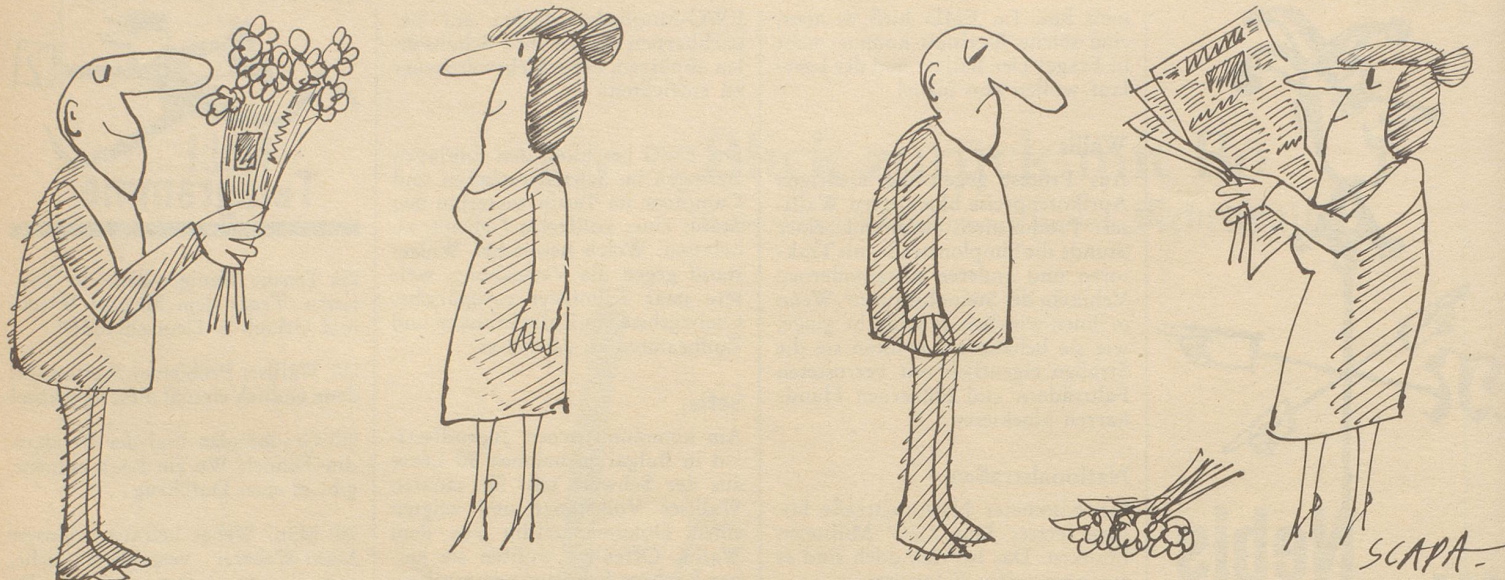
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nur ein Feuilletonist!

DER Feuilletonist ist der Kurzstreckenläufer der Literatur. Seine Distanz liegt zwischen 100 und 2000 Wörtern. Er ist ein verschämter Individualist, selbst wenn er unverschämt schreibt. Er fühlt sich in der Öffentlichkeit wie eine entmilitarisierte Schildkröte, deren Panzer man demontiert hat. Der Feuilletonist ist kein Held. Wenn er schon kämpft, dann nur mit den ferngelenkten Waffen der Kritik oder der Satire. Aber es macht ihn befangen, das Weiße im Auge des Lesers zu sehen.

Bevor ich den Feuilletonisten zu skizzieren versuche, möchte ich erst sagen, wen ich *nicht* zu den Feuilletonisten rechne, obwohl sie nach landläufiger Meinung dazu gehören. Zum Beispiel jene Herren, die die Nachricht verfassen, daß Gina Lollobrigida im Balkonwettbewerb mit Sofia Loren diese um Handbreite geschlagen hat. Ich rechne aber auch nicht jene Schreiber dazu, die ihre Tinte nicht halten können und, den Blick stur nach innen gerichtet, in sentimentaler Geschwätzigkeit sich selbst als den Nabel der Welt betrachten. In unserem Hang zur Ordnung und Klassifizierung wollen wir wenigstens zwei Typen von Feuilletonisten unterscheiden: der eine ist idyllisch, gutartig und ernst. Der andere ist kritisch, böse und heiter. Der gutartige Feuilletonist gleicht dem Josef Schweiß, der im Hauptberuf Hundehändler und im Nebenberuf als faszinierender Geschichtenerzähler ein Feuilletonist ist. Er entdeckt mitten in der Schlacht ein Gänseblümchen und folgert daraus: wenn hier Blümchen wachsen, dann ist die Schlacht

wahrscheinlich nebenan.

Bemerkenswert ist der kritische, böse und heitere Feuilletonist. Er versucht, widerspruchsvolle Erscheinungen sinnvoll zu verknüpfen. Wenn sein politischer Kollege auf Seite eins berichtet, ein russischer Wissenschaftler habe gesagt, daß die Fabrikation von Wasserstoffbomben billiger werde, und wenn sein Kollege vom lokalen Teil meldet, daß die entrahmte Frischtrinkmilch aufschlägt, so folgert der Feuilletonist beruhigt: die Milch wird teuer, dafür werden die Wasserstoffbomben billiger. Denn wir leben in einer Zeit des Fortschritts: die Zeiten werden besser – die Menschen werden besser – die Kriege werden besser – und die Bomben werden besser.

Bei solchen Ueberlegungen wird der Feuilletonist, wenn er es nicht schon ist, leicht zum Melancholiker. Bei näherer Betrachtung findet er die Welt zum Lachen. Aber das, was die Menschen aus ihr gemacht haben, ist viel zu ernst zum Heulen. Er kann sich nur dadurch vor der Verzweiflung retten, daß er resigniert lächelt, die Welt heiter betrachtet und dabei ein paar kritische oder auch sarkastische Pfeile in seinem Köcher sammelt, die er fröhlichen Sinnes abschießt.

Er kann es nicht lassen, den Strich, den man ihm als Grenze in der Zeitung gezogen hat, zu übertreten. Nur zu gern schlägt er über die Stränge und steckt seine Nase in das Tagesgeschehen, in die Politik. Dieser Strich, mit dem die Zeitung in ein Bassin für Schwimmer und eines für Nichtschwimmer eingeteilt wird, ist erst 150 Jahre

alt. Das «Journal des Débats» hat ihn eingeführt, um die Feuilletonisten vom rein informativen Teil der Zeitung fernzuhalten. Früher saß der Feuilletonist noch stärker separiert am Katzentisch der Zeitung. Denn Feuilleton heißt «Blättchen», weil manches Nachrichtenblatt gleichsam als Knochenbeilage ein kleineres Feuilletonblättchen mit sich führte, das als Konversationsecke für das Geplausche der Unpolitischen diente. Im Hauptblatt wurde der Leser informiert, im Feuilleton wurde er belehrt und sogar unterhalten.

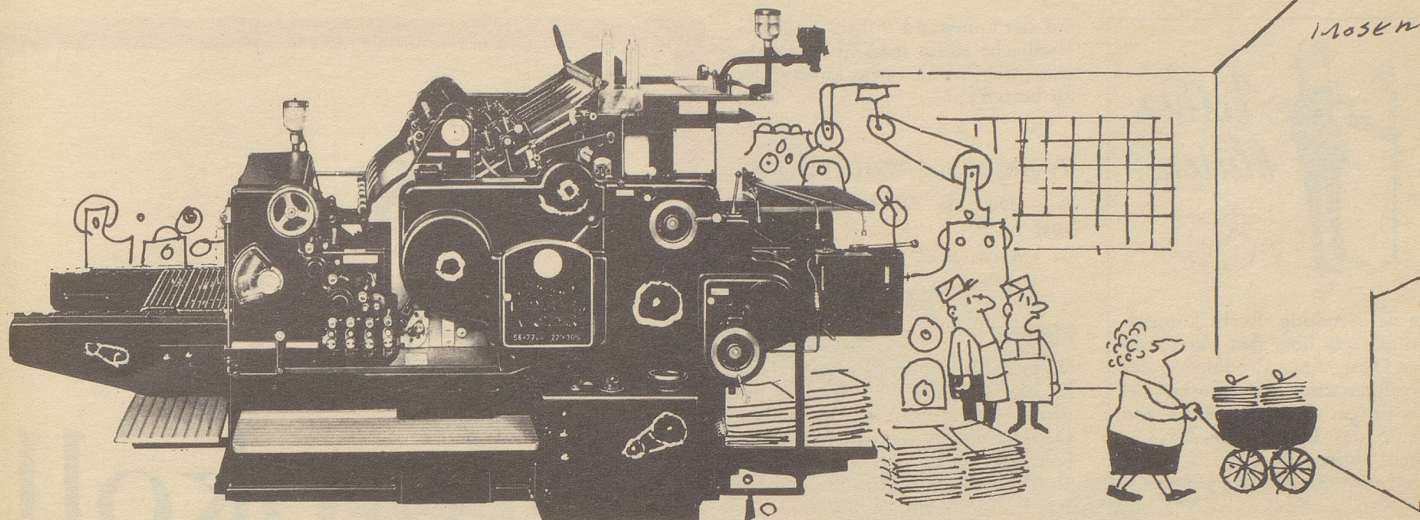
In Deutschland galt man schon immer als suspekt, wenn man unterhaltend war; und «suspicer» heißt wörtlich «herunter schauen». Deshalb schuf man in der Zeitung den Strich, unter den man den Feuilletonisten verbannte. Da sitzt er nun im Souterrain und kann es nicht lassen, den Strich als Reckstange für bescheidene Klimmzüge oder für eine eindrucksvolle Riesenwelle zu benützen, um dabei immer wieder in den politischen Teil zu schielen. Und wenn er dann liest, wie sehr wir doch alle bedroht sind, dann bekommt er eine Gänsehaut und zieht sich erschrocken wieder unter den Strich zurück.

Der Feuilletonist hat fast immer eine platonische Liebe zur Poesie und gelegentlich ein Verhältnis mit ihr. Manchmal lebt er sogar in einer Onkelehe mit einer der Muses. Aber legal verheiratet ist er mit der Zeitung. Nicht selten hat er von der Pike herauf gedient: vom Bericht über die Fußgesundheitswoche bis zur Theaterkritik.

Das Ansehen, das er bei seinen journalistischen Kollegen genießt, ist variabel. Manche Zeitungen betrachten ihn als notwendiges Uebel. Für andere ist das Feuilleton die gute Stube, wenn sie auch manchmal mit Möbeln im Gelsenkirchener Barock ausgestattet ist. Bestenfalls aber ist das Feuilleton ein Rendezvous des geistigen Lebens, eine Oase der gepflegten Sprache.

Ist schon die Stellung des Feuilletonisten im Journalismus problematisch, so ist sein Ansehen in der Literatur noch fragwürdiger. Aber hier muß ich eine Einschränkung machen. Ich verstehe unter einem Feuilletonisten nicht jene verhinderten Dichter, die sich aus Mangel an literarischen Gelegenheiten an den Busen des Feuilletons werfen, obwohl sie sich im Grund ihres Herzens dieser Mesalliance schämen.

Der Feuilletonist beobachtet das Weltgeschehen, während der verhinderte Dichter auf die tektonischen Verschiebungen im Urgeröll seiner Seele lauscht und wie ein fußkranker Tasso, der den Anschlußzug an empfindsamere Zeiten verpaßt hat, ständig bemüht ist, zu sagen, was er leidet. Seine Seele fühlt sich heimgesucht, er krümmt sich unter furchtbaren «Geworfenheiten» und man kann ihm zur Beruhigung nur Brom oder Tinte verschreiben. Er verachtet die Oberfläche, die der Feuilletonist so liebt, weil sich in ihr die Schönheit offenbart. Als echter Seelenbergmann ist er ständig in seiner eigenen Seele unter Tage und grübelt so tief, daß man in



«Das ist Fräulein Lotti vom Untergaß-Kiosk!
Seit sie Rohköstlerin wurde, will sie alles frisch von der Presse haben!»

von Thaddäus Troll

seinen Werken die Grubenhunde heulen hört.

Im Gegensatz zum verhinderten Dichter nimmt der Feuilletonist die Welt wichtiger als sich selbst. In jedem Satz den er schreibt, opponiert er still gegen die Gepflogenheit, über kleine Dinge große Worte zu verlieren.

Denn wenn heute ein neuer Gummilutscher auf den Markt kommt, dann hört sich der Fanfarenstoß, der ihn publizistisch begleitet, ungefähr so an: «Nach opfervoller Forscherarbeit, die von echt pestalozzischem Geist getragen war, hat die Gummisaugerindustrie einen neuen Lutscher zum Einsatz gebracht, der durch totale Beruhigung des Kleinstkindes eine entscheidende Entlastung für die Mutter bedeutet und wertvolle Kräfte für anderweitigen Einsatz freimacht.»

Der Feuilletonist dagegen liebt es, über große Dinge kleine Worte zu machen. Er bekennt sich dazu, den Leser unterhalten zu wollen, und steht dabei auf dem bei uns recht unglaubwürdigen Standpunkt, daß man zuweilen auch etwas Wesentliches sagen kann, ohne langweilig zu sein. Er hat den niederen Dienstgrad eines Obergefreiten der Literatur mit ziemlich viel Dienstjahren auf dem Buckel. Häufig hat er zwar eine größere Lesergemeinde als mancher Poëta laureatus. Doch wird er höchstens im Wartesaal dritter Klasse der Literatur geduldet. Ihm winkt kein Literaturpreis, kein Professorentitel und kein Polstersessel in der Akademie. Er sitzt bescheiden, aber wachsam und sprunghaft auf der Kante des

Literaturstuhls, beobachtet die Welt und das Leben und greift sich dies und das heraus, um darüber zu schreiben. Er läßt nicht wie der Schriftsteller alljährlich einen großen literarischen Geldschein in Form eines Buches springen, sondern bringt täglich mit leichter Hand das Kleingeld des Feuilletons unter die Leute. Er hat keine poetischen Ambitionen. Aber er weiß, daß Kunst nicht aus Kunst entsteht und er schreibt, wenn er ein guter Feuilletonist ist, wie Friedrich Sieburg sagt, «hart an der Kunst vorbei».

In Frankreich ist der «homme de lettres», gleich, wie viele Zeilen er beansprucht, ein angesehener Mann. In Deutschland gilt der Feuilletonist als Schmalzpurliterat, dem man das «nur» wie ein negatives Adelsprädikat anhängt. Im Morgenland erhöht Fettleibigkeit den Wert der Frau. Bei uns erhöhen fettleibige Werke den Wert des Literaten. Was gilt da der Feuilletonist, der sein Thema auf drei Seiten erschöpft, und Platzangst bekommt, wenn er mehr als vier Bogen weißen Papiers vor sich sieht? Niemand hat bei uns in der Schule gelernt, wie man ein paar knappe Blätter mit Noten füllt, so daß ein Lied entsteht, wie man mit ein paar Strichen eine Landschaft skizziert, wie man einen Pas de deux tanzt oder den Hamletmonolog spricht. Aber Aufsätze schreiben – ich bitte Sie, das kann doch jeder! Was soll schon dabei sein! Beim Schreiben beginnt die Kunst erst in der Buchbinderpresse.

Die Sprachpflege ist eine Aufgabe für den Feuilletonisten. Er weiß,

daß Schreiben ein Handwerk ist und er übt dieses Handwerk im täglichen Umgang mit dem Leser aus. Der Schriftsteller, der Dichter spricht nur in Feierstunden zum Leser. Der Feuilletonist aber hat werktäglichen Umgang mit ihm. In prägnanten, knappen Formulierungen muß er eine klare, saubere und verständliche Sprache sprechen. Er schreibt zur Freude der Leser. Er hat eine persönliche Art des Schauens, des Schilderns und des Folgerns und regt durch sein Beispiel diese Art im Leser an. Er geht um die Dinge herum und betrachtet sie mit Vorliebe von einer Seite, die nicht im Scheinwerferlicht liegt. Er spricht seine Leserschaft nicht als Kollektiv, er spricht den einzelnen Leser persönlich an. Er spaltet die Masse in Individualitäten. Er fördert den Geschmack, bildet den Stil und regt zum Denken an.

Heinrich Zerkaulen hat 1934 ganz recht gehabt, wenn er vor dem Feuilletonisten warnte: «Der Feuilletonist ist von äußerstem Verhängnis für die gesamte kulturelle Einstellung eines Volkes». Das stimmt. Denn der Feuilletonist ist nicht gemeinschaftsbildend. Er zersetzt den Konformismus. Er fördert die Individualität und ist deshalb mit Recht in autoritären Staaten verdächtig. Zerkaulen klagt weiter an: «Lebensnahe nannte man den gewandten Stil eines Feuilletonisten und freute sich seiner spöttelnden und verneinenden Glosse, die totsicher dann immer im Feuilleton erschien, wenn eine ernstliche staatliche Maßnahme Opfer oder gar Zwang

fordern mußte.» Diesen Satz sollte der Feuilletonist wie einen Orden tragen. Als extremer Demokrat seine Stimme erheben, wenn der Zwang die Freiheit bedroht – welch schönere Aufgabe könnte er sich wünschen.

Aus diesem Grunde ist der Feuilletonist für die Machthaber auch so unbequem. Deshalb wird ihm so gern das Prädikat «zersetzend» angehängt. In den Ländern, in denen der Staat oberster Götz ist, gilt das Feuilleton als Schlupfwinkel oppositioneller Gedanken und über der Bank, da die Spötter sitzen, die dem Götzen nicht opfern wollen, droht das Fallbeil. Aber auch im geistigen Grabensystem von Wirtschaftswunderländern, deren Regierende es nach strafferem Zügeln verlangt, schauen die Mächtigen mit scheelem Blick auf den Feuilletonisten, der auch auf hohe Tiere schießt, die sich am liebsten selbst lebenslange Schonzeit verordneten. Freilich hat man da humanere Methoden, um den eigenwilligen Schreiber hinzurichten. Man hängt ihm einfach den Brotkorb höher, damit sich das unerwünschte gärend' Drachengift in seiner Feder in die handelsübliche Milch der frommen Denkart verwandele.

Daß der Feuilletonist trotz dieser Gefahren seine Stimme erhebt, wenn «ernste staatliche Maßnahmen Opfer oder gar Zwang fordern müssen», das möchte ich uns und unserer Freiheit wünschen.